

Zitierhinweis

Scheidemann, Christiane: review of: Anat Feinberg, Die Villa in Berlin. Eine jüdische Familiengeschichte 1924–1934, Göttingen: Wallstein Verlag, 2022, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung, 2023, 2, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/7017e8a6e19d453fa4cc5d64c81ede27>



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.



Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2023/2

Anat Feinberg: Die Villa in Berlin. Eine jüdische Familiengeschichte 1924-1934.

Göttingen: Wallstein, 2022, 232 S., zahlr. Abbildungen, ISBN 978-3-8353-5315-2

„Berlin in den ‚Goldenen Zwanzigern‘: eine Familiensaga im Spiegel jüdischer Kultur“, liest man auf der Innenseite des Schutzumschlages des Buches der namhaften israelischen Literaturwissenschaftlerin Anat Feinberg. Und es ist in der Tat ein Stück Familien- und Zeitgeschichte, das jedoch dem Leser einen weitaus größeren Fokus eröffnet als zunächst vielleicht erwartet. Mit der im Zentrum des Geschehens stehenden Schöneberger Villa der aus Litauen stammenden, seit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs in Schweden verbliebenen (und mit der schwedischen Staatsbürgerschaft versehenen) Unternehmerfamilie Grüngard eröffnet sich in der von Feinberg, der Enkelin Feivel und Braina Grüngards, verfassten Familiengeschichte eine Welt, die weit über das rein Familienbiographische hinausgeht.

Sie bietet ein Kaleidoskop des kulturellen Lebens und der Geistesgeschichte jüdischer und in diesem speziellen Zusammenhang in vielerlei Hinsicht „privilegierter“ (S. 213) Migranten im Berlin der Zwanziger Jahre – ein Jahr nach dem Krisenjahr 1923 bis in das Frühjahr 1934. Das Buch spiegelt dabei sowohl den jüdischen und hebräischen Alltag der eher säkular lebenden Familie wider als auch das beklemmender werdende politische Klima, die gesellschaftlichen Auswirkungen der Wirtschaftskrise und den für Juden immer bedrohlicher und offen hervortretenden Antisemitismus.

Mit dem geschickten Kunstgriff der tagebuchartigen Einträge des fiktiven Hauslehrers David entsteht ein Bild des Alltags der Familie Grüngard, die sich – mit den Worten der Großmutter Barina – selbst als „Vollblutzionisten“ (S. 10) versteht, aber von der Gesellschaft, auch einem Teil der jüdischen, zugleich als so genannte „Ostjuden“ (S. 8) angesehen und bewertet wird. Damit wird die Vielschichtigkeit und Heterogenität der jüdischen Bevölkerung und ihres jeweiligen Selbstverständnisses im Schmelztiegel Berlin, einem bedeutenden Migrationszentrum für Juden aus dem östlichen Europa, sowie das weite Spektrum ihrer religiösen Praxis, geistesgeschichtlichen Prägung und nationalen Zugehörigkeitsgefühls gezeigt: ein Stück Soziologie des Berliner Judentums und seiner verschiedenen Fraktionen in dieser politisch wie gesellschaftlich so umtriebigen Zeit. Inneres Familienleben, Interaktion mit der Öffentlichkeit, Rezeption und Reflexion der Gegebenheiten und des (jüdischen wie ‚allgemeinen‘) Berliner Kulturlebens werden anschaulich dokumentiert. David fungiert dabei als Erzähler der Lebensumstände, der so zahlreichen zionistischen Treffen, Bankette, Vorträge, Lesungen und Abendveranstaltungen in dem von der Großmutter Feinbergs souverän und engagiert geführten „Salon Grüngard“, in dem sich über ein Jahrzehnt hinweg das „Who is Who“ der zionistischen Bewegung versammelte. Prominente zionistische Politiker wie Nahum Sokolow, Literaten wie Saul Tschernichowsky und Avraham Shlonsky, Intellektuelle und Künstler machten die „Villa Grüngard“ zu einem wichtigen Zentrum des Austausches



und auch zu einem „Förderzentrum“ (C.S.) wichtiger zionistischer Institutionen und Kulturstätten wie etwa dem Habimah Theater, dem ursprünglich in Russland gegründeten und später in Tel Aviv installierten israelischen Nationaltheater, und dessen Kreis um den hebräischen Schriftsteller, Journalisten und Rechtsanwalt Sammy Gronemann. „Russisch, Jiddisch, Deutsch, Hebräisch, Schwedisch, ja sogar Englisch“ (S. 23) – ein wahres Sprachgewirr und nicht minder verschiedene Anschauungen trafen hier zusammen.

Der Tradition jüdischer Frauen des 19. Jahrhunderts folgend wurde das Haus zu einem Platz des interkulturellen Austausches innerhalb der Gesellschaft der „Gojim“. Mäzenatentum und soziales Engagement gingen eng damit einher. Brina Grüngard gehörte auch zu den Gründerinnen des Jüdischen Volksheimes.

Das Aufleben der hebräischen Sprache stand bei diesen Treffen im zionistischen Kultursalon ebenso im Mittelpunkt wie auch die Förderung einer Staatsgründung in Palästina als künftiger „nationaler Heimstätte“ der Juden nach der Balfour-Deklaration 1917. Der Unternehmer Feivel Grüngard engagierte sich bereits sehr früh im Rahmen der landwirtschaftlichen Ansiedlungspolitik beim Aufbau einer Firma zum Export von Zitrusfrüchten aus Palästina, der Jaffa Goldfruit Cooperative Society. Er beteiligte sich an der Gründung der Jüdischen Genossenschaftsbank Iwria in Berlin und wurde im Jahr 1931 in die Exekutive des Hebräischen Weltbundes gewählt. Mit großem Interesse wurde im Haus Grüngard der Aufbau eines Staates Palästina gefördert, aber auch die dabei entstehenden Konflikte besorgt verfolgt. Die politische Entwicklung wird in den Tagebucheinträgen anschaulich behandelt.

David ist dabei stets auch ein Bindeglied zwischen dem Leben in der mondänen prachtvollen Unternehmer-Villa im Schöneberger Bayerischen Viertel und seinem eigenen, eher profanen Dasein als Hauslehrer, der seinen Haupterwerb eigentlich als Angestellter im renommierten jüdischen Kaufhaus Tietz bestreitet. Er ist Beobachter, Erzähler und zugleich auch zunehmend Berater der Eltern wie auch der Kinder Grüngard in all' den Dingen, die ihnen in der neuen Umgebung und Gesellschaft fremd erscheinen oder auch zwischen den Generationen selbst. Denn sowohl die Eltern Grüngard als auch die beiden Kinder stehen bis zuletzt in einem inneren Zwiespalt zwischen einem erhofften Zugehörigkeitsgefühl einerseits, dem Gefühl des Angekommen- und Angenommenseins, und der Wahrnehmung des Ausgegrenztseins andererseits. Was dabei stets deutlich wird, ist die Durchdringung mit dem „zionistischen Traum“ (Buchumschlag) und der damit verbundenen Sehnsucht nach „Erez Israel“. Es ist ein Leben, das sich in verschiedenen „Sphären“ und eigentlich immer „auf dem Sprung“ abspielt: in der Gesellschaft der deutschen Juden, informiert über „alle jüdischen Angelegenheiten in der Stadt“ (S. 44), mit denen man in der Öffentlichkeit, die Kinder in der Schule, im Kunst- und Kulturbetrieb zu tun hat, und unter den „wahren Zionisten“, die „allesamt aus dem Osten hervorgegangen [sind], selbst wenn Deutschland ihnen zeitweilig eine Zwischenstation war“ (S. 41).

Mit zunehmender Radikalisierung des Antisemitismus in der Weimarer Republik wächst das in der Familie Grüngard im Grunde stets existierende, nun angesichts der zunehmenden Gefährdung immer realer werdende Bedürfnis, nach „Erez Israel“ auszuwandern. Längst erlebten die Kinder – Ayla im Berliner Rückert Gymnasium, Jehuda an der Universität – die zunehmende Aggressivität gegenüber jüdischen Mitbürgern, die Villa wurde gar nach einer Denunziation im Dezember 1933 durchsucht. Angst machte sich breit; alles wurde darauf ausgerichtet, Berlin nach der bereits erfolgten Übersiedlung des Sohnes in die Schweiz 1933 und nach dem Schulabschluss der Tochter zu verlassen, um Anfang 1934 in eine Mietwohnung in Tel Aviv zu ziehen. Zurück in Berlin blieb David. Sein Schicksal und das seiner Mutter, von der man nur erfährt, dass sie seit 1932 im Altersheim der Jüdischen Gemeinde in Schmaragdendorf lebte, bleibt offen. Das Altersheim wurde 1941 von der SS beschlagnahmt, seine letzten Bewohner und das Pflegepersonal deportiert. Davids Arbeitgeber, die jüdische Familie Tietz, Gründerfa-

milie eines der größten Berliner Kaufhauskonzerne, wurde schrittweise enteignet, der Konzern „ariisiert“ und die Familie selbst zur Flucht gezwungen. Man mag sich das Schicksal des Hauslehrers selbst ausmalen – „mit der Emigration der Familie war [seine] Aufgabe als Privatlehrer erfüllt“ (S. 219).

Die prachtvolle Villa in der Freiherr-vom-Stein-Straße 13, einst ein bedeutsames Zentrum des vielgestaltigen und aktiven zionistischen jüdischen Lebens in Berlin, überlebte den Krieg nur als Ruine; erst im Jahre 1959 verkaufte die zwischenzeitlich verwitwete Braina Grüngard das Grundstück an die Stadt. Längst sind das Haus im Berlin der 1920er Jahre und das Leben seiner Bewohner Geschichte – mit diesem Buch nimmt sie nicht nur für Berlin Interessierte eine sehr wichtige und anschauliche Gestalt an.

Berlin

Christiane Scheidemann



**ARCHIV DES
LIBERALISMUS**

Friedrich Naumann Stiftung
Für die Freiheit.

in Kooperation mit



recensio.net